

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 147.

Berlin, Freitag den 8. Dezember

1837.

Italien.

Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara.

Es war leicht vorherzusehen, daß die Behauptungen des Marchese Gaetano Capponi, die wir in Nr. 137 des „Magazins“ mitgeteilt, in Italien nicht ohne Widerspruch bleiben würden. Noch bevor Capponi mit den angefügten Beweisstücken herausgerückt ist, hat bereits der bekannte Literar-Historiker und Novellist, Professor Giovanni Rosini, ein geharnischtes Sendschreiben gegen Capponi erlassen. Dasselbe ist ganz mit jener gereizten Empfindlichkeit geschrieben, welche in der Polemik Italiänischer Schriftsteller von jeher immer vorgeherrschet hat. Herr Rosini, der früher die Liebesbändel des Tasso zum Gegenstand eines Dramas gemacht, das er mit einer kritischen Einleitung herausgegeben, sieht das Manifest des Herrn Capponi als eine direkte Kriegserklärung an und scheint darüber um so empfindlicher zu seyn, als er jenes Drama dem Marchese Capponi in tiefster Verehrung gewidmet hatte. Der Letztere soll, wie sein Gegner behauptet, die beiden von ihm benötigten Briefe Tasso's an Scipio und Fabio Gonzaga (Vgl. S. 347 des Mag.) zum Theil verstümmelt und zum Theil in ganz verkehrtem Sinne ausgelegt haben. Die Liebe Tasso's zur Prinzessin Leonore läßt sich, wie Hr. Rosini behauptet, aus denselben Urkunden beweisen, die Capponi dagegen anföhrt, und steht übrigens durch zahlreiche Gedichte des Sängers der Gerusalemme unwiderlich fest. Rosini scheint ebenfalls von den Manuskripten des Grafen Alberti, deren erste Lieferung (Lucca, 1837) bis jetzt erst erschienen, noch manche Beweise für seine Ansicht zu erwarten, deren Bekämpfung, bei dem einmal seit Jahrhunderten feststehenden Glauben an die Liebe Tasso's und Leonorens, allerdings etwas Gewagtes und Schwieriges ist. Freilich ist Herr Capponi nicht der Erste, der es ausspricht, daß Alfons von Este den großen Dichter nur darum einperren ließ, damit er nicht in die Dienste der Medicäer eintrete. Schon Serassi hat es im Jahre 1788 gethan; aber gleichwohl ist gerade um jene Zeit der erste Entwurf zu dem schönsten Drama entstanden, in welchem der Dichter jemals gefeiert worden und worin seine Liebe zu Leonoren so poetisch wahr erscheint, daß sie wenigstens in den Herzen des Deutschen Publikums immer fortleben wird, wenn auch ihr Grund bis zur Evidenz erwiesen werden sollte.

Inzwischen können wir den Streit auf sich beruhen lassen, bis einerseits Graf Alberti seine Handschriften und Dichtungen als Beweise für und andererseits Marchese Capponi die seinigen gegen das Liebesverhältniß Tasso's vollends herausgegeben haben wird. Eine unbefangene Abwägung des Für und Wider mag alsdann den für die Literatur-Geschichte allerdings nicht uninteressanten Ausschlag geben. Zur Ehre Deutscher Forschungen dürfen wir jedoch nicht verschweigen, daß Capponi's scharfsinnige Vermuthungen über Tasso's Verhältnisse zum Hofe von Ferrara lange vor ihm schon in Deutschland ausgesprochen worden, und daß er selbst auch sich dazu bekannt hat, durch einen Aufsatz, der einmal in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ über Hrn. Professor Ranke's akademische Beiträge zur Geschichte der Italiänischen Poesie gestanden, zu Forschungen in dem Modenesischen Archiv veranlaßt worden zu seyn, welche diejenigen des Deutschen Gelehrten vollkommen bestätigten hätten.

Interessant ist, daß gerade jetzt auch jene Abhandlungen, die Herr Ranke vorläufig im Schooße der Königl. Akademie der Wissenschaften vorgetragen, im Druck erschienen sind. Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, in dem Prozesse, der eben in Italien verhandelt wird, ein wichtiges, vielgeltendes Zeugniß zu vernehmen. Die großen historischen Gemälde, die Herr Ranke von Fürsten und Völkern, von Päpsten und Reformatoren entworfen, haben ihm auch den glücklichen Anlaß zu jenem anziehenden Genrebilde gegeben, das die Italiänische Poesie zum Gegenstande hat. Wir sehen darin diese Poesie aus den Gestaltungen des Mittelalters zu den Formen der modernen Zeit übergehen. An den poetischen Erzählungen der Italiäner, von den Reali di Francia — über deren bisher verlorren geglaubten letzten Theil uns hier zuerst eine Darstellung nach einem in der Bibliothek Albani zu Rom befindlichen Manuskripte gegeben wird — bis auf Tasso, weist Herr Ranke die genetische Fortbildung mittelalterlicher Stoffe nach, die am Ende in ihrem modernem Gewand einer ganz anderen Welt anzugehören scheinen. Tasso aber ist es, für den Herr Ranke das Verdienst vindicirt,

die Aristotelischen Einheiten in die Poesie eingeföhrt und zum ersten Male den romantischen Stoff klassischen Gesetzen unterworfen zu haben. Tasso repräsentirt die vollendete Form der Italiänischen Poesie; er hat ihr jenen modern-klassischen Stempel aufgedrückt, der zuerst in Spanien nachgeahmt, später aber in Frankreich durch das Jahrhundert Ludwig's XIV. zum allgemeinen Europäischen Gesetz erhoben worden ist.

Hören wir nun, was Herr Ranke über das Schicksal Torquato Tasso's am Hofe von Ferrara sagt. Es wird uns damit ein tiefer Einblick in das Gemüthsleben des Dichters gewährt, und wir werden dadurch auf die Entscheidung der oberschwebenden Frage vorbereitet, sie möge nun ausfallen, wie sie wolle. — S. 77 der vorliegenden Abhandlung heißt es:

„Jedermann kennt das unglückliche Schicksal Tasso's im Allgemeinen. Bei weitem weniger bekannt sind die inneren Motive desselben, die zugleich mit der universalen Verwandlung des Zeitgeistes zusammenhängen.

Dem an jene Erzählung von einem Verhältniß des Dichters zu der Prinzessin Leonore von Ferrara, die zuerst ein gewisser Brusoni, ein anerkannt fabelhafter Autor in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, in Umlauf brachte, ist nun zuvörderst gar nicht zu glauben. Vor mehreren Jahren hat die Gazzetta di Milano einen Fund angekündigt, den man in der Casa Falconieri zu Rom gemacht habe; da seien die Originale der Briefe und Sonette verstreut gewesen, die zwischen Beiden gewechselt worden, um deren willen Alfonso II. den Dichter gefangen gesetzt habe. Gleich als würde der Fürst, nachdem er sich der Person versichert, nicht auch die Papiere an sich genommen haben: er, der sogar das ungeschickte Gedicht der Gerusalemme lange Zeit nicht herausgeben wollte. Gewiß ist hier irgend eine Mystification im Spiele.

Man braucht in der That nur die Briefe Tasso's im Zusammenhange zu lesen, um sich von dem Ungrund dieser Fabel zu überzeugen.

Tausend Mal erzählt Tasso in denselben sein Unglück; in der Festigkeit seiner Leidenschaft verschweigt er nichts, was er weiß, was zu seiner Entschuldigung dienen kann; jedoch von einem Verhältniß dieser Art, das ja doch nicht unerbrennlich für ihn war, findet sich nicht die leiseste Spur, nicht die entfernteste Andeutung. Er hat dieser Prinzessin einige Sonette gewidmet, in denen er sagt, er würde noch zu anderen Gefühlen gegen sie erweckt worden seyn, wenn ihn nicht ihr Rang zurückhielte; allein das ist eben nur eine poetische Formel; ihrer Schwester Lucrezia trägt er ganz andere Schmeicheleien mit dem Ausdruck persönlicher Leidenschaft vor. Leonora war sehr zurückgezogen, männlich, gefiel sich in einer stoischen Gleichgültigkeit; sie galt für eine Heilige; man schrieb es z. B. ihren Gebeten zu, daß Ferrara von einem Erdbeben, welches eintrat, nicht härter mitgenommen wurde. Von einer schwachsinrigen Hinneigung zu einem jungen phantastischen Poeten war die ernste, stille, vernünftige Fürstin weit entfernt. Auch könnte man eher sagen, daß Tasso ihrem Andenken Gleichgültigkeit bewiesen habe. Als sie gestorben war, wurde sie von Allem, was in Ferrara Berse machte, besungen; Tasso allein, der doch auch da war und sonst jedes Gefühl in ein Madrigal, ein Sonett gießt, schwieg still; er hat sie niemals wieder erwähnt.

Weit andere Dinge waren es, die den armen Tasso bedrängten und in innerer Gährung herumwarfen.

Einmal seine Lage am Hof in Ferrara überhaupt. Die Italiänischen Literaten pflegten, wenn das Glück sie nicht besonders bedacht hatte, sich irgend einem Großen, einem Fürsten, einem Cardinal, einem reichen Edelmann anzuschließen und in dessen Hause, ohne bestimmte Bedienung, zu verweilen, bis Glück oder Verdienst ihnen bei diesem ihrem Herrn eine einigermaßen sichere Stellung verschafften. So stand auch Tasso anfangs bei dem Cardinal Este, dann bei dem Herzog von Ferrara: und auf dies persönliche Verhältniß gründete er die Hoffnungen für seine Zukunft. In seinem Gedicht hatte er nach dem Muster seiner Ferraresischen Vorgänger das Haus Este aufs neue verherrlicht; er zweifelte nicht, daß diese Verfassung und das Verdienst seines Werkes ihn auf eine höhere Stufe, in eine bequemere, angemessenere Lage befördern würden. Hoffnungen aber, auf Hofgunst gegründet, sind zu allen Zeiten trügerisch gewesen; auch Tasso wurde hingebalten, nicht befriedigt. In dieser Zeit geschah nun, daß er einen Antrag erhielt, in die Dienste des Hauses Medici zu treten. In der Stimmung, in der er war, ließ er sich bewegen, darauf einzugehen. Hätte er es nun wenigstens auch sogleich ausgeführt! Da er sich aber doch nicht völlig entschließen konnte, gerieth er in eine unbestimmte, schwankende und höchst unbequeme Stellung. Schon mit sich selber ward er uneins. Indem er in Ferrara darauf antrug, daß man ihn zum Geschichtsschreiber des Hauses ernennen möge, gelobte er seinen Florentinischen Freunden, dies Amt nicht anzunehmen, um nicht von dem Hause Medici

*) Lettera di Giovanni Rosini al sign. Defendente Sacchi a Milano sul saggio annunziato della causa finora ignota delle sventure di Torquato Tasso, del sign. Marchese Gaetano Capponi. — Pisa, 1837.

***) Zur Geschichte der Italiänischen Poesie. Von Leopold Ranke. Gelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften. 4. Berlin, 1837.

ungünstig reden zu müssen^{*)}). Allmählig aber wurde jene Unterhandlung auch Anderen bekannt, an dem Hofe ruckbar. Zwischen Medici und Este bestand eine uralte, eingewurzelte Eifersucht; Alfonso, der von einem Angehörigen unbedingte Verehrung forderte, war davon betroffen, daß ein so namhafter Mann zu seinen Feinden übergeben wolle. So wie das Vertrauen schwand, das der Hof bisher dem Dichter bewiesen, regten sich seine Feinde, seine Neider. Ja Tasso selbst hatte Augenblicke, wo er sich wegen seines Vorhabens verdammt; er fürchtete, man werde es ihm als einen Treubruch auslegen, der ihn beschimpfe. Alle diese Dinge setzten ihn in eine innere Aufregung, die ihn, wenn ich nicht irre, auch deshalb um so mehr beherrschte, da sein Gedicht, das bisher seine Phantasie beschäftigte, sie in einem bestimmten Kreise der Thätigkeit festgehalten, damals im Ganzen vollendet war und er sich ungestört seinen düsteren Imaginationen, seinem menschenfeindlichen, egoistischen Mißtrauen überlassen konnte.

Und dazu kamen peinliche Gedanken von einer noch schlimmeren Art. Tasso fühlte sich, der entschieden religiösen Richtung, die er hatte zum Trost, in dem christlichen Glauben nicht fest. Er hatte den ersten Unterricht in einer Jesuiten-Schule zu Neapel bekommen; er erzählt selbst, daß er von den Jesuiten bereits in seinem neunten Jahre zum Abendmahl gelassen worden sey, ehe er noch von der Bedeutung desselben etwas verstanden. „Aber die Umgebung“, sagt er, „die Würde des Ortes, der Apparat, das Murmeln und sich an die Brust schlagen der Umstehenden brachten in mir eine geheime Devotion hervor“^{**)}. Die Frömmigkeit, welche die Jesuiten bezweckten, beruhete überhaupt mehr auf der Erregung eines dunkeln Gefühls als auf Einsicht, auf Unterricht. Ehe Tasso diesen empfangen konnte, ward er in die Zerküßten seines Vaters verflochten. Da war er nun wohl übrigens ein guter Katholik geworden, d. h. er hatte, wie er sagt, den Namen eines Lutherannes, eines Keizers, als etwas Berpestendes, — er wünschte von Herzen, „wiewohl“, nach seinem eigenen Ausdruck, „mehr mit weltlichem als mit geistlichem Eifer“, daß der Sitz des Glaubens, daß das Papstthum sich bis ans Ende der Tage erhalten möchte, — es war in ihm der allgemeine Umschwung der Italiänischen öffentlichen Meinung von einer Abneigung gegen das Papstthum zu einer Hinneigung zu demselben vorgegangen; aber dies hinderte nicht, daß ihm nicht gegen die Grundlehren des Glaubens Zweifel aufgestiegen wären. Er konnte die Meinungen der Philosophie, denen er Beifall gab, mit diesen Lehren nicht vereinigen. Er hielt Gott für ein ewiges Prinzip, für die erhaltende Weltseele; aber ob er die Welt geschaffen, ob er dem Menschen eine unsterbliche Seele verliehen, ob er sich selbst mit der Menschheit bekleidet habe, alles dies war ihm zweifelhaft, und daraus folgte denn, daß er an die Wirksamkeit der Sakramente, an Himmel und Hölle, endlich auch an die Autorität des Römischen Stuhles nicht vollkommen glauben konnte. Was ihn noch in Schranken hielt, war, wie er sagt, nur eine leuchtliche Furcht vor den ewigen Höllestrafen, die ihm eben auch in erster Jugend eingeprägt worden seyn wird.

Nicht immer hatte er nun mit diesen Meinungen zurückgehalten; da er sich jetzt von Feinden umgeben und verfolgt glaubte, da er Jedermann in Verdacht hatte, so fing er an zu fürchten, man habe ihn bei dem geistlichen Gericht angeben. Es kam hinzu, daß viele Einwendungen, die gegen sein Gedicht gemacht wurden, diesen Punkt betrafen. Nicht alle seine poetischen Phantasieen hatten das Gepräge der Rechtgläubigkeit^{***)}, und obnebin gab es manchen ehrenwerthen Mann, dem alle und jede Dichtung in einem so kirchlichen Stoff unzulässig vorkam. Anfangs hatte sich Tasso darüber hinweggesetzt; allmählig machte es doch einen gewissen Eindruck auf ihn, da es mit seinen übrigen Befürchtungen zusammenfiel. Jedoch das Schlimmste war, daß in ihm selbst Strupel erwachten. War ihm heute ein religiöser Zweifel aufgestiegen, so verdammt er sich morgen darüber; es bedrängte ihn selbst, daß er ein schlechter Christ sey. Von äußerer Furcht und von innerer Bekümmerniß zugleich getrieben, sagte er endlich den Gedanken, sich selbst der Inquisition anzugeben. Zuerst stellte er sich vor dem Inquisitor von Bologna, der ihn mit einigen guten Lehren entließ. Bald darauf erschien er vor dem Inquisitor in Ferrara; auch dieser absolvierte ihn^{†)}. Jedoch Tasso war damit nicht zufrieden. Es schien ihm, die Untersuchung sey nicht gründlich genug gewesen, die Absolution habe keine volle Gültigkeit; er sagte Briefe an das Tribunal der Inquisition zu Rom, an den Groß-Inquisitor selbst ab, um eine vollständige Absolution zu erlangen. Er gerieth in eine furchtbare Agitation. Eine unglückliche, ja brüdicke äußere Lage, — ergriffene, wieder verworfene Aussichten, — Mißtrauen gegen Jedermann, unerschütterliche Gesinnung zu keinem Menschen auf der Welt, — ein durch sein Verdienst, das ihm jetzt so gar verderblich ward, gesteigerter Ehrgeiz, den man um so unbarbarischer zurückwies, — und dazu nun religiöse Zweifel, die er verdammt, indem er sie hegt, so daß er mißbilligt, was er thut, und es doch thut, seine Gedanken verwirrt und sie doch nicht ändern kann; alles das quält ihn um so mehr, arbeitet und wühlt um so tiefer in ihm, da er in sich selbst nicht mit Heuchelei umgeht, da er es mit Treue und Religion ehlich meint: — so wird die Harmonie seines Daseyns zerstört; er hat weder die Kraft noch den Willen, seine aufgeregten, entflammten Lebensgeister von dem verderblichen Wege zurückzuführen, in Schranken zu halten. Er giebt Anlaß, daß man ihn für wahnsinnig hält. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Igilda di Brivio. — Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert. Von Bassano Finoli. 4 Bänden. Mailand.
Cento Novelle. — Hundert Novellen, von Schriftstellern des 19ten Jahrhunderts. Bologna.

*) Lettere di Tasso Opere Tom. IX. p. 412.

**) Lettera di Torquato Tasso 1580 17 Maggio bei Grassi Vita di Tasso p. 48.

***) Man sehe unter anderen den Brief Tasso's an Silvio Antoniani. Opere Tom. X. p. 147.

†) Grassi p. 232, p. 248, p. 252.

Lope de Vega und der Verfasser des Don Quixote waren Zeitgenossen. Jener beherrschte damals das Spanische Theater fast ausschließlich; sein Ruhm, sein Name galt über Alles, — er war der Liebling, der Abgott des Spanischen Publikums. Cervantes nannte ihn ein Naturwunder, ein Monstrum, um seiner ungeheuren poetischen Fruchtbarkeit willen. In der That übersteigt die Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit er die Unzahl seiner theils dramatischen, theils lyrischen Produkte hinwarf, allen Glauben. Die Summe seiner literarischen Productionen läßt sich, man mag es anfangen wie man will, gar nicht anders als in ganz erstaunlichen Zahlen ausdrücken. Z. B. er hat 21,300,000 Verse — sage einundzwanzig Millionen und dreimalhunderttausend Verse — im Druck hinterlassen, dabei noch eine Masse Manuscripte. Sein vertrauter Freund, Montalvan, versichert uns, daß Lope der Spanischen Bühne 1800 regelrechte Schauspiele und nebenbei 400 autos oder religiöse Dramen geliefert hat, die sämmtlich zur Aufführung gekommen. Er selbst rühmt sich, über 100 Komödien geschrieben und zu seiner mehr als vierundzwanzig Stunden Zeit gebraucht zu haben, wobei der Leser bedenken mag, daß jede Komödie zu zwei- bis dreitausend Versen gerechnet werden muß, und daß an vielen Stellen nicht bloß Assonanz und Reim, sondern oft auch die schwierigste und verschlungenste metrische Form, z. B. Sonett, Dittare, Terzine herrscht. Lope de Vega ist 72 Jahre alt geworden; rechnen wir nun die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit auf 50 Jahre, so kommt im Durchschnitt auf jede Woche ein Drama; nicht zu vergessen, daß er nebenbei auch Aemter bekleidet und ziemlich zeitraubenden Berufsgeschäften obgelegen hat; nicht zu vergessen, daß außerdem noch 21 Quartbände vermischter Schriften von ihm übrig sind, darunter fünf epische Gedichte, woran er in „freien Augenblicken“ gearbeitet hat. Wir sehen uns vergeblich unter älteren und neueren Autoren nach Beispielen einer ähnlichen extensiven Fruchtbarkeit um. Am nächsten, doch immer noch in ungeheurem Abstände, kommt vielleicht Walter Scott. Die neueste, von Murray angekündigte vollständige Ausgabe seiner Werke wird 90 Bände in 11 Oktav betragen. Davon sind 21 ihrem theils poetischen, theils prosaischen Inhalte nach älter als das Jahr 1814; hingegen die Romane, welche 48 Bände, und die historisch-biographischen Schriften, welche 21 Bände füllen, sind sämmtlich in den 17 Jahren 1814—1831 entstanden; das giebt auf je drei Monate einen Oktavband. Man sollte denken, die Zeit hätte kaum zum bloßen Niederschreiben hingereicht. Dabei war Scott gleichfalls durch mancherlei anderweitige Geschäfte von seinem literarischen Beruf abgezogen und führte ein gastliches, vielgejelliges Leben, welches manche Stunde und manchen Tag in Anspruch nahm. — Der Leser verzeihe uns die Abschweifung. Wir wissen, das Genie läßt sich nicht nach der Elle oder nach der Uhr messen. Es war einmal in Gegenwart des bekanntesten Capitan Basil Hall dabon die Rede, wie erstaunlich viel Scott täglich schreibe. „Das ist nicht gar so wunderbar“, bemerkte unser literarischer Argonaut; „ich bringe, wenn ich just will, täglich vor dem Frühstück eben so viel zu Stande.“ Einer aus der Gesellschaft war unhöflich genug, zu fragen: „Ob aber die Qualität dieselbe seyn mag?“ Das ist der Punkt, worauf es ankommt, und in diesem Betracht verliert die Erscheinung Lope de Vega's viel von ihrem Außerordentlichen. Von seinen unzähligen Dramen finden die allerwenigsten heute noch Leser, kaum zwei haben sich auf der Bühne erhalten. Man kennt die Italiänischen Improvisatoren, die, von der Geschwindigkeit und dem Wohlklang ihrer Landesprache und von dem Reichthume derselben an volatilen, in Reime ausstüßenden Endungen unterstützt, die flüchtigen Eingebungen ihrer Phantasie augenblicklich in Verse einleiden und vortragen. Ein solcher Improvisator war Lope de Vega, und die Castilische Sprache giebt sich zu solcher Handhabung noch leichter als selbst die Italiänische ver. Auf solchem Wege mußten seine Dichtungen höchst nachlässig und fehlerhaft gerathen, aber ihre unglaublich rasche Aufeinanderfolge ließ das Publikum gar nicht zur Besinnung kommen, und jedes neue Stück überraschte die Zuschauer durch eine Erfindung, spannte sie durch eine Intrigue ganz neuer Art und bezauberte durch den leichten, raschen, lebendig sprühenden Dialog. Mit einem Wort, Lope de Vega hatte das Spanische Publikum ganz und gar in Beschlag genommen, er war, wie Cervantes sich ausdrückt, „Alleinberrscher der Bühne“. Aber nicht bloß die Ehre, auch der goldene Dank wurde ihm reichlicher zu Theil, als je vielleicht dem Lieblings-Dichter eines Volkes. Lope ging äußerst sorglos mit dem Gelde um und brachte es doch zu einem Vermögen von 100,000 Dufaten, was so viel sagen will, als bei uns 7—800,000 Dollar. Nun wohl, in einer Straße mit diesem verzogenen Glückskind — denn Lope de Vega, von den Großen und dem Volke um die Wette geliebt und bereichert, besagte sich noch, daß man sein Verdienst nicht genug anerkenne — in derselben Straße wohnte Cervantes, im Kampfe mit Dürftigkeit und Widerwärtigkeiten aller Art, und erward sich mit der Feder, welche für die Unsterblichkeit schrieb, mühsam seinen Unterhalt. Welcher Kontrast! und wie richtet die Nachwelt so ganz anders, als die Mitwelt! Lope de Vega, dessen Name damals ganz Spanien erfüllte, ist jetzt bei seinen eigenen Landesleuten mißachtet und vergessen; der Ruhm des Cervantes ist mit der Zeit erstarkt, — er ist nun für alle Zeiten der Stolz Spaniens, und seine Werke erfreuen die ganze gebildete Welt.

Indeß hat Cervantes sich schon bei Lebzeiten einer gerechten Anerkennung und eines bis in fremde Länder verbreiteten Ruhmes erfreut. Als eines Tages der Erzbischof von Toledo einen Besuch bei dem Französischen Gesandten zu Madrid abstatte, kam zwischen den Begleitern des Erzbischofs und den Französischen Herren das Gespräch auf Cervantes. Die Letzteren sprachen in Ausdrücken der Bewunderung und des Entzückens über die Galatea, den Don Quixote und die Novellen

und versicherten, diese Schriften würden in allen Ländern weit und breit gelesen, so in Frankreich wisse Mancher sie beinahe auswendig. Sie wünschten sehr, diesen ausgezeichneten Mann von Angesicht kennen zu lernen, und erkundigten sich eifrig, womit er sich denn beschäftige, wie und in welchen Umständen er lebe. Die Castilier wußten keine andere Auskunft zu geben, als daß der Mann die Waffen für sein Vaterland getragen habe, schon bei Jahren sey und in Dunkelheit und Dürftigkeit lebe. „Was?“ rief einer von den Französischen Kavaliern, „Señor Cervantes in Dürftigkeit? wie ist das möglich? warum wird für einen solchen Mann nicht aus dem öffentlichen Schatze gesorgt?“ — „Das verblüthe der Himmel“, fiel ein Anderer ein; „wenn die Noth macht, daß er so treffliche Sachen schreibt, so muß man ihn dabei lassen, denn seine Armut macht die Welt reich.“ — Bedürfte es übrigens noch eines Beweises für die Größe des Mannes und für seine hohe Stellung in der Meinung seiner Zeitgenossen, so hätten wir einen zwar indirekten, aber vollgültigen an der Eifersucht, der Mißgunst, den Schmähungen, womit die Schaar damaliger Dichtlinge den Helden überschüttet hat. Er mochte das reizbare Geschlecht durch so manche freimüthige und scharfe Kritik, die er in den Don Quixote und in einige Novellen mit einfließen ließ, gegen sich aufgebracht haben, obwohl seine Satire immer nur die Sache, nie die Person traf. Die Pfeile seiner Gegner waren freilich weder scharf gespitzt, noch richtig gezielt, dafür desto reichlicher in Gift und Galle getaucht. Sogar Lope de Vega soll sich nicht entblödet haben — wir glauben es nicht — mit ihnen gemeine Sache zu machen. Man schreibt ihm ein Sonett zu, welches nach großem Eigenlob mit der schmutzigen Prophezeiung schließt, die Werke seines Gegners (Cervantes) würden ihren Weg in die Kloaken finden. Aber dieses schlechte Nachwerk ist ganz gewiß nicht von Lope, der viel zu edel von Gesinnung war und in seinem Rufe als Dichter viel zu hoch stand, um mit jenen Kläffern gemeine Sache zu machen. Vielmehr spricht er mehr als ein Mal in seinen Werken seine begeisterte Verehrung für Cervantes aus, und in dem Gedichte „el Laurel de Apolo“ (Apollo's Lorbeer), welches 1369, vierzehn Jahre nach Cervantes' Tode, erschien, schließt die glänzende poetische Lobrede auf den Verfasser des Don Quixote mit folgenden beiden Versen:

Poroce se diga que una mano herida
Pudo dar á su dueño eterna vida.

Ein unverzeihlicher Irrthum hat sich, wir wissen nicht wie, in Lockhart's Vorrede zu der Murray'schen (Englischen) Ausgabe des Don Quixote eingeschlichen. Hier heißt es nämlich: „Nach Lope de Vega's Tode im Jahre 1615 war Niemand mehr vorhanden, der unserem Autor (Cervantes) den ersten Rang in der Literatur streitig machen konnte.“ Lope ist aber bekanntlich erst 1635 gestorben und hat somit den Cervantes um neunzehn Jahre überlebt.

Im Jahre 1613 gab Cervantes eine Sammlung seiner Komödien heraus, die auf der Bühne wenig Glück gemacht hatten. Es ging ihm darin, wie allen fruchtbaren Romandichtern: der Fluß seiner Darstellung ergoß sich zu leicht ins Breite und fügte sich den beschränkenden Regeln und Formen der dramatischen Gestaltung nicht. In der vorausgeschickten Dedication an die Leser läßt sich Cervantes vernehmen, der edle und sinnreiche Junker Don Quixote sey bereits wieder gestiefelt und gespornt und werde allernächstens zum zweiten Ritt in die Welt aufstehen. Man könnte sich wundern, warum es Cervantes so lange anstehen ließ, seinen Helden, der mit seinen ersten Fahrten so viel Glück bei den Lesern gemacht hatte, auf neue Abenteuer auszusenden. Wahrscheinlich sah er selbst anfänglich die Geschichte mit dem ersten Theile für beendet an; in der That schließt sie sich völlig ab, und Don Quixote wird zwar nicht vor unseren Augen todgeschlagen, allein er gilt so gewiß für todt, daß wir sogar zum Schluß seine Grabchrift zu lesen bekommen. Cervantes hatte sich mit dem Plane zu dieser Fortsetzung lange getragen und gemächlich daran geschrieben, als ihm eben so unerwarteter als unangenehmer Streich gespielt wurde. Es erschien nämlich eine Fortsetzung des Don Quixote von fremder, unbekannter Hand. Der Verfasser nannte sich Avellaneda und gab vor, er wäre aus Loredillas; sein wahrer Name und Geburtsort hat nicht auffindig gemacht werden können. Nach den Eigentümlichkeiten seiner Schreibart und nach dem Geiste und Sinn seiner Aeußerungen zu schließen, war er ein Aragonier, seines Standes ein Geistlicher, wahrscheinlich einer von den kleinen Theater-Dichtern, denen Cervantes Kritik etwas unbarmherzig mitgespielt hatte. Die Idee des Cervantes'schen Don Quixote, das Personal und die Charaktere sind von dem unbedeutenden Fortsetzer beibehalten, und neben manchem Plagiate aus dem ersten Theile findet sich Mehreres, was mit dem später erschienenen echten zweiten Theile des Don Quixote so auffallend übereinstimmt, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, entweder daß der vermeinte Avellaneda über Cervantes Manuskripte gekommen seyn muß, oder — und dieses ist wahrscheinlicher, — daß er dergleichen aus Cervantes eigenem Munde aufgeschnappt hat, welcher, ohne sich einer solchen Freibeuterei zu versehen, im Gespräche eine und die andere Andeutung über das im Fortgange begriffene Werk fallen ließ. Die unechte Fortsetzung war nicht ganz ohne Verdienst, und schon der Name, den sie an der Stirn trug, machte Aufsehen und verschaffte ihr Leser. Doch herrschte in den abenteuerlich-komischen Situationen, durch welche der Held geführt wurde, in den burlesken Späßen, womit das Ganze reichlich durchweht war, das grobe Element sehr merklich vor, und die Skurrilität, ja die Unfähigkeit der Darstellung erregte selbst in jenem Zeitalter, wo man über diese Punkte bei weitem nicht so delikate dachte, Aufstoß. Lesage hat, um dies beiläufig zu bemerken, auch diesen Pseudo-Don-Quixote Französisch übersetzt oder vielmehr paraphrasirt und aus dem rohen und größtentheils werthlosen Material seines Originals durch geschickte und glänzende Fassung ein Buch zu Stande gebracht, das sich gefällig und geschmackvoll liest. — Cervantes bekam, wie es scheint, das Nachwerk des Avellaneda zu Gesicht, als er just beim 59ten Kapitel im zweiten Theile seines Don Quixote stand. Von

da an mindestens begeben uns bittere Anspielungen und mehrfache Aeußerungen der Entrüstung gegen jenen Verkappten, der, um seiner Underschwamtheit die Krone aufzusetzen, sich in der Vorrede ungezogenen Spott über Cervantes körperliche Eigenschaften, Manieren und Lebensverhältnisse erlaubt hatte. Der Verdruß hierüber trieb indeß den getränkten und beleidigten Dichter zur rascheren Vollendung seines Werkes, und die rechte Fortsetzung des Don Quixote erschien gegen Ende des Jahres 1615. Fortsetzungen populärer Romane, in welche sich das Publikum mit Eifer und Liebe hineingelesen hat, mißlingen fast immer, sogar wenn der Autor selbst sie unternimmt, und machen auch bei den Lesern kein Glück. Indes der Don Quixote ist eine glänzende Ausnahme von dieser Regel. Der zweite Theil erfreute sich eben so rascher Verbreitung, so volkstümlicher Beliebtheit, so einstimmigen Beifalls wie der erste, und die beiden Hälften wurden wirklich, auch für das Publikum, ein in allen seinen Theilen gleich geliebtes, gleich werthgeschätztes Ganzes. Cervantes hatte sich die Beurtheilungen, welche der erste Theil erfahren hatte, zu Nutzen gemacht, die meisten der dort festgestellten Mängel sorgfältig und mit Glück vermieden; Keiner übte solche Herrschaft über die Castilische Sprache wie er, Keinem floß sie in solchem Reichthum und so vielgestaltiger Anmuth.

Jetzt stand Cervantes auf der Höhe seines Ruhmes. Auch seine Vermögensumstände besserten sich; der Ertrag seines nun vollendeten Don Quixote riß ihn mindestens aus den Verlegenheiten und Nöthen, womit er sein Leben lang gekämpft hatte. Leider war ihm kaum ein halbes Jahr gegönnt, sich dieses Glückes zu freuen, denn schon im nächstfolgenden Jahre, am 23. April 1616, starb er. Er hatte eben noch seinen Roman: „die Leiden des Persiles und der Sigismunda“, vollendet; die Dedication desselben an seinen alten Gönner und Freund, den Grafen de Lemos, welcher sich damals auf Reisen außerhalb Spaniens befand, ist wenige Tage vor des Verfassers Tode geschrieben. „Ich stehe“, heißt es darin mit Anspielung auf ein altes Spanisches Sprichwort — „ich stehe nun schon mit einem Fuße im Steigbügel, die letzte große Reise anzutreten. Gestern empfing ich das Sakrament, der Tod breitete seine Schatten über mich. Und doch hänge ich noch am Leben mit allen meinen Wünschen; ja ich habe das Leben lieb und möchte Euch noch einmal sehen. Ist es aber bei Gott anders beschloffen (sein Wille geschehe!), so getröste ich mich, daß Ihr, gnädiger Herr, den Mann kennt und sein gedenken werdet, dessen Wunsch und Eifer, Euch zu dienen, größer war, als selbst seine Liebe zum Leben.“ Weiterhin spricht er den Vorsatz aus, falls ihm Gott vergönnte, von diesem Krankenzimmer wieder aufzustehen, noch einige bereits angefangene Werke zu beendigen. So athmen seine letzten Worte noch die edle und treue Gesinnung, die jarte Empfindung, die Liebe zu seinem Dichterberuf und die schöne Heiterkeit des Gemüths, wodurch er im Leben vor Allen ausgezeichnet war. Begraben wurde er, in aller Stille und ohne Pomp in der Kirche des Klosters Santa-Trinidad zu Madrid. Kein Denkstein bezeichnet die Stätte, und während der winzigste Spanische Grande sein kostbares, prangendes Grabmal hat, ist die Stelle vergessen, wo Spaniens größter Genius die sterbliche Hülle ließ. Er freilich bedarf des Denkmals von Stein und Erz nicht, aber der Nation gereicht solche Vergessenheit zur Unehre.

Mit dem Inhalte des Don Quixote ist der Leser zu wohl bekannt, als daß es hier einer Analyse desselben bedürfte. Ueber die Tendenz des Romanes hingegen und über seine Wirkung auf die Zeitgenossen dürfte ein erläuterndes Wort an seiner Stelle seyn. Der Don Quixote hat bekanntlich den Ritter-Romanen in Spanien den Garaus gemacht. So, wie es in dieser Gattung von Romanen geschildert wird, hat das Ritterthum in der Wirklichkeit freilich niemals existirt. Aber die Gesinnung, die Denkweise, wie sie bei den Helden und Heldinnen in jenen extravaganteren Geschichten gäng und gäbe ist, die überschwängliche Tapferkeit und Galanterie, die phantastischen Geisltüde, die tollen Abenteuer, die Zweikämpfe, die prahlerischen Großthaten gegen Heiden- und Mohrenfürsten, gegen böse Zauberer, grimmige Riesen und Drachen, das Versenken der Einbildungskraft in eine ganz ungeheuerliche, unvernünftige, auf jedem Schritt und Tritt verzauberte Welt, — das Alles hat seine Zeit gehabt, wo es die Gemüther mächtig anzog und unbeschreiblich auf sie wirkte. Alle Völker des Europäischen Westens haben (war nicht gleichzeitig, die Italiener am frühesten, die Deutschen am spätesten) eine Periode überstanden, wo die lesende Welt an Produkten jener Gattung ausschließlich Vergnügen fand und die dicksteidigsten romantischen, galanten Zauber- und Ritter-Historien verschlang. Nirgends aber ist dieser Geschmack so früh aufgekomen, nirgends hat er so allgemein und anhaltend geherrscht, wie in Spanien. Aus der Geschichte des Landes und Volkes wird dies begreiflich. Die Spanische Nation, kann man sagen, ist in louter Romanit aufgewachsen; die Atmosphäre war damit geschwängert; die eigenthümlichen Verhältnisse Spaniens im Mittelalter haben diesen überspannten, abenteuerlichen Geist des Ritterthums gewekt und gefördert. Die Nachbarschaft der Moslemin, der beständige Kampf mit ihnen machte den Religioneifer und den Nationalstolz zu stets neuer Gluth an. Die Geschichte der christlich-Spanischen Staaten ist gewissermaßen ein Jahrhunderte-langer Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Der Feind lag an den Gränzen; jeder Fußbreit des Bodens mußte ihm blutig abgestritten werden. Da fand der Tapfere täglich Reiz und Anlaß zu kühnen Thaten. Die Spanischen Araber waren ein hochgebildetes, feinsinniges, edelstolzes Volk, der Kampf mit ihnen kein roher Streit der physischen Kraft, sondern ein Wettstreit der Tapferkeit, der Großmuth, der ritterlichen Ehre. So erwachte unter Kriegen und Geschehn der Geist der Courtoise, des durch Religion, Ehre und Liebe erböheten und verklärten Heldenmuthes. In diesem Geiste sind auch die alten Spanischen Gesetze abgefaßt. In den Partidas Alphon's X., aus dem 13ten Jahrhundert, wird bis auf das Kleinste vorgezeichnet, wie sich ein guter Ritter zu benehmen habe, und unter anderen wird ihm eingeschärft, im Gesichte den Namen seiner Dame anzurufen, damit deren Gedächtniß seine Seele

mit neuer Gluth durchbringe und ihn vor allem unritterlichen Thun beblüte. Dieses Gesetz war kein todter Buchstabe, sondern der Ausdruck der Sitte und Gesinnung, die bei den Spaniern noch herrschend blieb, als für Franzosen und Engländer die Zeit des romanischen Ritterthums längst vorüber war. Im 13ten und 16ten Jahrhundert noch erschienen häufig, wie theils Spanische, theils ausländische Chronikenschreiber, die Letzteren nicht ohne Verwunderung, uns berichten, — an den Hofsagern Europäischer Fürsten Spanische Ritter, die auf Abenteuer zogen durch alle Länder der Christenheit, pour chercher honneur et reverence par leurs faits d'armes, wie eine Französische Chronik damaliger Zeit sich ausdrückt. In den Paston Letters, die zur Zeit König Heinrich's VI. von England geschrieben sind, lesen wir, daß ein Castilischer Ritter an des Königs Hof gezogen kam, der die Farben seiner Dame am Arme trug und die Englischen Ritter herausforderte: „eine scharfe Lanze mit ihm zu brechen, seiner hohen Herrin und Frau zu Ehren.“ Der Spanische Chronist Pulgar, der in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, spricht von dieser irdenden Ritterschaft als von einer noch zu seiner Zeit unter dem jungen Castilischen Adel ganz gewöhnlichen Sache. Oviedo, der noch um etliche Jahre jünger ist, läßt die Klugheit fallen, jeder rechte Cavalier müsse verliebt seyn, oder doch sich verliebt stellen, weil sonst seine tapferen Thaten des Glanzes und Reizes ermangeln würden. Das merkwürdigste Probestück abenteuerlicher Romantik ist ohne Zweifel das Turnier, dessen Beschreibung sich der Chronik des Alvaro de Luna angehängt findet und in der 1784 durch die Spanische Akademie veranstalteten Ausgabe jener Chronik mit abgedruckt ist. Zehn Ritter vertheidigten, in Gegenwart des Königs Johann II. und seines Hofes, den Paß zu Orvigo in Galicien, nicht weit von der Kirche und dem Grabe des heiligen Jakob zu Compostella, und machten sich anbeischig, Allen und Jedem den Zugang mit den Waffen zu wehren. Der Name des Hauptkämpfers unter den zehn ist uns aufbehalten, er hieß Suro de Ducrones; seine Dame hatte ihm die Verpflichtung auferlegt, alle Donnerstage einen eisernen Ring vor aller Leute Augen um den Hals zu tragen, und wollte ihn dessen nur entbinden, wenn er jene Aufgabe siegreich und mit Ehren löste. Das Kampfspiel dauerte 30 Tage, die männlichen Kämpfer führten nicht Schild noch Tartsche, ihre Lanzen hatten Spitzen von Mailändischem Stahl. Es fanden 627 Hänge statt, 166 Lanzen wurden gebrochen; da endlich erklärten die Kampfrichter, daß die Sache ausgefochten und von den Zehn mit Ehren bestanden sey.

(Fortsetzung folgt.)

J a v a .

Abdschi Soko.

(Eine Javanefische Sage.)

Als Abdschi Soko in Java angekommen war, begab er sich zunächst auf den Berg Kendang. Darauf sprach er zu seinem Diener Pun-Sembodho: „Bleibe Du hier allein und bewahre dieses mein krummes Messer“; ich will nach Mendang gehen. Sieh dieses Messer keinem, der es verlangen sollte, es sey denn, daß ich selbst es verlangte.“ Abdschi Soko machte sich dann auf den Weg nach Mendang; Pun-Sembodho aber blieb zurück und hütete das Messer. Als Abdschi Soko die zur Gränze von Mendang gekommen war, fragte er einen Landbewohner, ob hier das Land Mendang sey? Dieser sagte: „Ja; wer bist Du aber, Fremdling?“ Abdschi Soko antwortete: „Ich bin übers Meer hierher gekommen und will dem Ratu (Könige) von Mendang meine Dienste anbieten.“ Der Bauer entgegnete: „Wenn Du diese Absicht hast, so wird es Dir übel ergehen; denn der Ratu von Mendang ist ein Menschenfresser; alle seine Untertanen fliehen ihn, weil er jeden Tag eines ihrer Kinder verspeißt. Auch Fremdlinge müssen ihm zur Nahrung ausgeliefert werden.“ Abdschi Soko versetzte: „Dem sey, wie ihm wolle; ich gehe doch!“ Darauf verwandelte sich Abdschi Soko in ein schön und lieblich aussehendes Knäblein und ging gerades Weges in die Behausung des Patih (Ministers) von Mendang. Er trat vor den Minister und sprach zu ihm: „O Patih, ich wünschte, von dem Könige Sang-Noto verzeibet zu werden.“ Der Patih antwortete: „O Knabe, ich traune über diesen Deinen Wunsch! Du willst also sterben? Denn wer Jemanden als Speise dient, der ist gewißlich des Todes.“ Abdschi Soko entgegnete: „Ich habe keine Lust, Mensch (Erwachsener) zu werden; wenn ich jedoch mit dem Leben davonkommen sollte, so bitte ich um gerade so viel Land, als mein Kopfstuch bedeckt, wenn ich es ausbreite.“ Der Patih gelobte ihm dies.

Darauf wurde Abdschi Soko dem Könige zur Mahlzeit für den heutigen Tag ausgeliefert. Als Sang-Noto den schönen und wohlgestalteten Knaben sah, freute er sich unmäßig auf diese leckere Speise. Zur Essenszeit brachte man ihm den Abdschi Soko, den er bis dahin wohl aufbewahren lassen, und eben wollte der König voll Gierigkeit zugreifen — da nahm Abdschi Soko plötzlich seine vorige Gestalt — die eines bejahrten Mannes — wieder an und saßte mit der einen Hand die obere, mit der anderen aber die untere Lippe des Königs. Da zerriß der Mund des Sang-Noto, und er gab seinen Geist auf.

*) Der Text ist mitgetheilt in dem Lesebuch zu Gerike's Javanefischer Sprachlehre, S. 63 ff. — Abdschi Soko, oder Abdschi Saka, vermutlich eine rein mythische Person, wird als der erste aus Indien gekommene Bildner der Javanefischen Malaien dargestellt. Vgl. W. v. Humboldt's großes Werk: „Die Kawi-Sprache auf der Insel Java“, S. 9—10.

**) Was es mit diesem Instrument (Javanisch panggot) für eine Bewandnis habe, darüber kann der Uebersetzer keine Auskunft geben. Gerike sagt im Wortregister schlechtweg „ein krom mes“. Als Kompositum bedeutet krom-mes (Krumm-Messer) im Holländischen eine Hivve, auch ein Schuster-Messer. In Malakka und Sumatra heißt eine Hivve, pengatam, was offenbar mit obigem panggot ein und dasselbe Wort ist.

Jetzt verwandelte sich Abdschi Soko wieder in ein Knäblein, ging stracks in das Haus des Patih und erzählte ihm, wie Sang-Noto geendet hatte. Der Minister staunte sehr, daß es einem so zarten Knaben gelungen, den Sang-Noto zu tödten; zugleich aber freute sich sein Herz, denn er hoffte, das Land Mendang werde nun wieder zur Ruhe kommen und einen Fürsten erhalten, der kein Menschenfresser wäre, wie Sang-Noto.

Darauf erinnerte Abdschi Soko den Patih an sein Versprechen. Dieser breitete das Kopfstuch des Abdschi Soko aus und sagte: „Auf einem solchen Stückchen Land kannst Du nicht einmal schlafen; begehre das Hundertsfache: ich gebe es Dir!“ Jetzt nahm Abdschi Soko sein Kopfstuch und breitete es mit eigener Hand aus. Das Tuch wurde größer und größer; schon bedeckte es die ganze Stadt Mendang, und noch war sehr viel davon übrig; darauf breitete es sich über den ganzen Bezirk, und immer blieb noch ein großes, großes Stück. Als das Tuch endlich völlig ausgebreitet war, überdeckte es die ganze Insel Java.

Der Patih staunte über die Mäßen ob solcher Wunderkraft. Darauf nahm Abdschi Soko seine vorige Gestalt wieder an, worüber der Patih sich entsetzte, und sprach zu ihm: „Du hast Dich schön verrechnet; sieh! die ganze Insel ist nun mein Eigenthum geworden.“ Als der Patih sich wieder erholt hatte, sprach er: „Dem sey also!“ Darauf wurde Abdschi Soko König von Mendang, und das Reich kam unter ihm in blühenden Wohlstand.

Kurz nach seiner Thronbesteigung erinnerte sich Abdschi Soko, daß er sein krummes Messer unter der Obhut seines Dieners Sembodho auf dem Berge Kendang gelassen hatte. Da rief er seinen nunmehrigen Diener Pun-Dhoro und befahl ihm, dieses Messer zu holen. Pun-Dhoro machte sich auf den Weg und traf auf dem Berge Kendang mit Sembodho zusammen. Nachdem sie einander begrüßt hatten, fragte Sembodho den Pun-Dhoro, was er hier zu thun habe? Dieser sagte: „Ich komme, um das Eigenthum meines Herrn abzulösen, welches in Deiner Obhut sich befindet.“ — „Daraus wird nichts“, entgegnete Pun-Sembodho; „denn mein Herr hat mir ausdrücklich befohlen, dieses Messer keinem Menschen abzulassen, außer ihm selber.“ Die Beiden geriethen in Wortwechsel, und am Ende kämpften sie mit einander, bis sie Beide ihren Geist aufgaben.)

Abdschi Soko harrete lange mit Sehnsucht der Rückkehr seines Boten. Als schon geraume Zeit verfloßen war und dieser immer noch nicht erschien, wurde es dem Könige bang ums Herz. Er begab sich insgeheim selbst nach dem Berge Kendang und fand bald die Leichen seiner treuen Diener.

Der König versank in tiefen Schmerz und fühlte bittere Reue ob seiner Uebereilung. Erst nach langer Zeit tröstete er sich mit dem Gedanken, daß dieses Ereigniß eine göttliche Schickung gewesen sey.

W. Sch.

M a n n i g f a l t i g e s .

— Goethe in Italien. Bisher war der Dichter gerade in dem Lande, das er doch am meisten, außer seinem eigenen, gefeiert hat, am allerwenigsten bekannt. Mit Ausnahme des Werther und in neuerer Zeit auch des Wilhelm Meister, war — man sollte es kaum für möglich halten! — von Goethe noch nichts ins Italiänische übersetzt, während man doch Kogebue's sämmtliche Theaterstücke und theilweise auch die von Jffland längst schon einer solchen Ehre würdig erachtet hat. Gegenwärtig erscheint in Mailand nach dem Muster des vor mehreren Jahren in Frankreich herausgegebenen Théâtre de l'Etranger ein Museo drammatico unter der Leitung von Giacinto Battaglia, und dieses hat bereits zwei Dramen von Goethe, den Götz von Berlichingen und den Faust, in Uebersetzungen geliefert. Ueber den letzteren war kürzlich in der Gazzetta Piemontese der Anfang eines historisch-tri-tischen Aufsatzes zu lesen; die Fortsetzung scheint jedoch auf Hindernisse gestoßen zu seyn, denn sie hat bisher vergebens auf sich warten lassen. Die Uebersetzung des Götz (wir wissen nicht, ob auch die des Faust) rühret von Herrn Francesco Bergani her und wird von Italiänischen Blättern sehr gelobt.

— Geographische Differenzen. Es geht doch nichts über die Genauigkeit, besonders bei statistischen Angaben! Wie erfreulich muß es daher jedem Zeitungsleser seyn, der sich über die Bevölkerung der sogenannten Raubstaaten Afrika's belehren will und nun, nachdem er zur größeren Sicherheit zwei verschiedene geographische Schriftsteller nachgeschlagen, folgende Tabelle als Resultat erhält:

Bevölkerung nach Hassel, nach Balbi.	
Marokko	14,800,000. 4,500,000.
Algier	2,500,000. 1,500,000.
Tunis	4,500,000. 1,800,000.
Tripolis	2,500,000. 660,000.
Zusammen	24,300,000. 8,460,000.

Der Zeitungsleser hat also nun zwischen 24 und 8 Millionen die Wahl — allerdings eine etwas harte Zumuthung, aber beide berühmte Geographen können sich mit Recht darauf berufen, daß man in Afrika keine so genaue Einwohner-Listen anfertigt, als in des Zeitungslesers Wohnort, und er muß sich daher, falls er sich hierbei nicht beruhigen will, bis zu der Zeit gedulden, wo entweder des Sultans oder die Französischen Reformen auch in den bereits sehr ehrlichen Raubstaaten eine bessere Ordnung der Dinge herbeigeführt haben.

*) Diese tragische Begebenheit soll in den Namen der Javanefischen Buchstaben verewigt seyn, für deren Erfinder Abdschi Soko gehalten wird. Lieft man diese Buchstaben in ihrer alphabetischen Ordnung und mit den inharirenden Vokalen, so entsteht ungefähr folgender Sinn: „Die Voten geriethen in Kampf und fochten tapfer, bis sie endlich zu Leichen wurden.“

